

# Die Lesepredigt

**21. SONNTAG NACH TRINITATIS**

**25.10.2026**

---

TEXT: JER 29,1.4–7(8–9)10–14

## I.

Wann haben Sie das letzte Mal einen Brief geschrieben oder bekommen? Ich meine einen persönlichen, handgeschriebenen Brief, kein elektronisch generiertes Schreiben Ihrer Versicherung oder der örtlichen Verwaltung. Bei manchen von uns ist das sicher 20 Jahre oder länger her. Hin und wieder eine Postkarte mit Urlaubsgrüßen – aber einen richtigen Brief?

Das Briefeschreiben ist aus der Mode gekommen. Wir schreiben Kurznachrichten, nutzen Messenger-Dienste und kommunizieren via E-Mail. Der Laptop oder das Smartphone sind an die Stelle des Füllfederhalters und des Papiers getreten. Das hat viele Vorteile: Es geht schnell und ist nachhaltig. Niemand muss mehr tagelang auf die postalische Zustellung einer lange ersehnten Nachricht warten, und dringliche Angelegenheiten können in wenigen Minuten geklärt werden. Das macht uns handlungsfähiger und flexibler, und kaum jemand wünscht sich den alten, umständlichen und langwierigen Postverkehr zurück.

Trotzdem gibt es Momente, in denen ich mich frage, ob wir mit dem Briefeschreiben nicht auch etwas verloren haben. Weniger eine bestimmte Ästhetik oder Kulturtechnik als eine besondere Qualität und Intensität der Kommunikation. Es braucht Zeit, um einen Brief zu schreiben. Wir müssen unsere Gedanken sortieren, erinnern uns gemeinsamer Begegnungen und Erlebnisse und ringen nicht selten um die richtigen Worte. Wir suchen nach Wegen und Mitteln, unsere Gefühle auszudrücken und dem Anderen mitzuteilen, was uns beschäftigt oder bedrückt. Wir treten in ein intensives, persönliches Gespräch ein, das über den Augenblick des Schreibens hinausreicht.

2025/2026 – 2. REIHE

Auch das Lesen eines Briefes erfordert Zeit. Eine flüchtige, erste Lektüre genügt oft nicht. Sie läuft Gefahr, das, was zwischen den Zeilen steht, zu übersehen. Nicht selten lesen wir persönliche Briefe mehrfach. Manchmal direkt hintereinander und manchmal nach längerer Zeit wieder neu. Vielleicht haben Sie auch besondere Briefe aufgehoben und immer wieder gelesen. Sie halten Erinnerungen und Emotionen fest, die weit über die Zeit ihrer Niederschrift hinaus bedeutsam bleiben. Haben Sie noch solche Briefe? Nehmen Sie sie manchmal zur Hand und lesen sie wieder oder auch ganz neu? Sie sind wie Fäden eines Netzes, das uns mit den Menschen verbindet, die uns begleiten und in deren Leben wir Spuren hinterlassen haben, so wie sie in unserem.

## II.

Der Prophet Jeremia schreibt einen solchen Brief. Er ist adressiert an eine Gruppe von Menschen, die ihre Heimat verloren haben, die im Gefolge der Schrecken des Krieges gezwungen wurden, ihre Häuser und Familien zu verlassen und sich in der Fremde neu anzusiedeln. Die Sieger, die Babylonier, brauchten menschliche Ressourcen, ihr Know-how und ihre Arbeitskraft, um Ackerland zu kultivieren, repräsentative Gebäude zu errichten oder die staatliche Verwaltung zu organisieren. Zu diesem Zweck siedelten sie große Mengen von Menschen aus den von ihnen eroberten Gebieten um. Darunter waren auch Judäerinnen und Judäer, nachdem Jerusalem sich nach kurzer Belagerung angesichts der militärischen Übermacht Babylons ergeben hatte.

An sie richtet Jeremia seinen Brief. Einige von ihnen hat er persönlich gekannt, mit manchen hatte er im Streit gelegen, weil sie die politische Lage anders eingeschätzt hatten als er. Ihre Politik war gescheitert, und sie hatten alles verloren. Doch davon verlautet im Brief kaum etwas: Keine rechthaberische Belehrung, keine Überheblichkeit und keine Schadenfreude. Jeremia fühlt mit ihnen, und er richtet ein Wort an sie, das sie zu einem Perspektivwechsel auffordert und ihnen Gottes Mitsein zuspricht. Der Konflikt ist nicht vergessen, zu sehr sind seine Nachwirkungen spürbar – bei denen in Jerusalem wie bei denen in der Fremde. Aber es geht Jeremia in seinem Brief nicht um Schuldzuweisungen. Im Gegenteil, er ermutigt seine frühe-

ren Widersacher, ihr Leben in der Fremde aktiv zu gestalten, es zu bejahen und die Güter zu genießen, die ihnen zuteilwerden.

Das versteht sich ganz und gar nicht von selbst. Wie schwer es sein kann, in einer fremden Umgebung, unter Menschen, die eine andere Sprache sprechen und bei denen andere Bräuche und Werte herrschen, neu anzufangen, können wir Tag für Tag beobachten. Menschen, die Krieg, Verfolgung oder die Sorge für das tägliche Brot aus ihrer Heimat vertrieben haben, suchen Zuflucht. Sie haben oft nur das, was sie am Körper tragen, und versuchen, aus dem Nichts eine neue Zukunft für sich und ihre Familie aufzubauen. Die Hilfe, die sie mancherorts bekommen, reicht oft nicht aus, und es fällt schwer, die Hindernisse und Widerstände zu überwinden, die sich einem entgegenstellen. Wer nichts hat, dem wird auch nur wenig gegeben. Das war in der Antike nicht anders als heute.

Ein Anderes kommt hinzu: Viele Judäerinnen und Judäer in Babylonien hofften darauf, bald wieder in ihre Heimat zurückkehren zu können. Sie hatten nicht vor, in der Fremde zu bleiben, Häuser zu bauen, Gärten zu pflanzen und neue familiäre Verbindungen einzugehen. Sie waren nicht gekommen, um zu bleiben. Ihnen war Gewalt angetan worden, und sie hofften auf eine Zeitenwende. Sie warteten darauf, dass Gott sie zurückbringen würde, dass er sich an sein Versprechen ihnen gegenüber erinnerte, dass er ihr Gott war und sie sein Volk; und es gab einige unter ihnen, die im Namen des Gottes Israels genau dies ankündigten: Eine triumphale Rückkehr in die Heimat.

Jeremia tritt ihnen entgegen. Er bestreitet ihren Anspruch, im Namen Gottes zu reden. Ihre Träume und Weissagungen kommen nicht von Gott. In wessen Namen sie auftreten, sagt Jeremia nicht, nur dass es nicht der Gott Israels ist. Er hat sie nicht autorisiert. *Denn sie weisagen euch Lüge in meinem Namen. Ich habe sie nicht gesandt, spricht der Herr!* Im Gegenteil, es war der Gott Israels selbst, der sie aus ihrer Heimat vertrieben hat. Er hat sie in die Verbannung geführt, und er hat Jerusalem in die Hand der Babylonier gegeben. Jeremia hatte es gewusst, und er hat seine Zeitgenossen gewarnt. Aber vergebens. Sie haben nicht auf ihn gehört. Werden sie es dieses Mal tun? Sie wissen doch jetzt, dass er Recht hatte.

Was Jeremia seinen Zeitgenossen zu sagen hat, wirkt auf den ersten Blick ernüchternd. Es ist ganz und gar nicht das, was sie hören wollen. Sie werden in der Fremde bleiben, und die meisten von ihnen werden nie mehr nach Hause zurückkehren. *Wenn für Babel siebenzig Jahre voll sind, so will ich euch heimsuchen und will mein gnädiges Wort an euch erfüllen, dass ich euch wieder an diesen Ort bringe.* 70 Jahre! Das ist ein ganzes Leben oder mehr. Eine ganze Generation wird in der Fremde sterben. Für sie gibt es keine Hoffnung mehr. Kann das Gottes Wort sein? Wo ist für sie das *gnädige Wort*, von dem Jeremia spricht? Hat Gott sie vergessen? Gibt es für sie keine Zukunft? Warum sollen sie dem Wort Jeremias mehr glauben als den Versprechungen der übrigen Propheten? Ist der Gott Israels nicht auch ihr Gott?

Ja, er ist auch ihr Gott! Er hat sie aus ihrer Heimat vertrieben, weil sie sein Wort missachtet, Unrecht und Gewalt geübt und die Schwachen und Geringen unterdrückt hatten. Jeremia hatte es ihnen angekündigt, aber sie haben ihre Ohren verschlossen und versucht, Jeremia mundtot zu machen. Er galt ihnen als Verräter, als einer, der die Widerstandskraft des Volkes zersetzt. Jeremia hat darunter gelitten, er wollte das Unheil nicht ankündigen. Aber es gab keine Alternative. Das Wort Gottes ließ sich nicht verschweigen. Was er angekündigt hat, ist eingetroffen.

Aber damit hat Gott nicht aufgehört, der Gott der Vertriebenen Israels zu sein. Sie müssen in der Fremde leben, und sie werden in der Fremde sterben. Aber dort, in der Fremde, haben sie eine Zukunft. Sie sollen Häuser bauen und darin wohnen, sie sollen Gärten anpflanzen und ihre Erträge essen. Sie sollen sich eine neue Existenz aufbauen, denn Gott ist nicht fern von ihnen. Er hat sich nicht zurückgezogen, sondern sein Segen begleitet sie. Er hört ihr Gebet, und er schenkt ihnen Söhne und Töchter. Sie sollen Anteil haben am Schalom, am Wohlergehen, der Stadt, in der sie leben. *Suchet der Stadt Bestes, dahin ich euch habe wegführen lassen, und betet für sie; denn wenn's ihr wohlgeht, so geht's euch auch wohl.* Die Fremde ist kein Feindesland, sie ist der Ort der Gottesgegenwart für die Vertriebenen. Sie ist ihr Lebenshaus, das sie für sich entdecken und in dem sie sich heimisch

machen sollen. Es gibt für sie keinen anderen Ort mehr, aber hier dürfen sie leben und die Fülle des Lebens genießen. Die Zeit der Not ist keine Zeit der Gottesferne oder Gottesvergessenheit. Gott ist gegenwärtig inmitten seines Volkes, inmitten ihrer Trauer, ihres Schmerzes und ihrer Verzweiflung. Er ist ihre Zukunft, selbst wenn es keine Zukunft mehr zu geben scheint.

### III.

Jeremia schreibt einen Brief, um sein Wort an Menschen zu richten, mit denen er nicht mehr persönlich sprechen kann. Ein Brief kann räumliche und zeitliche Entfernungen überbrücken. Er verbindet Menschen an unterschiedlichen Orten und hält ihre Gemeinschaft aufrecht. Gewiss, Jeremia hätte seine Worte auch durch die Boten, die den Brief überbringen, mündlich ausrichten lassen können. Aber das, was er schreibt, ist nicht nur für den Augenblick. Seine Worte erfordern bei seinen Adressatinnen und Adressaten einen langen Atem. Einen Brief nimmt man mehrmals zur Hand. Er verklingt nicht, wie das gesprochene Wort, sondern überbrückt die Zeit und ruft uns Vergangenes und Zukünftiges in das Gedächtnis. 70 Jahre sind eine lange Zeit, in der sich Vieles ändern und die Erinnerung an Gottes *gnädiges Wort* verblassen kann: Dass es eine Zeit gibt, in der Israel in seine Heimat zurückkehrt. Das geschriebene Wort lädt ein, immer wieder neu gelesen zu werden, und hält die Erinnerung wach, dass die Zukunft Gottes Land ist und dass jede Notzeit ihre Grenze hat. In der Mitte der Nacht beginnt ein neuer Tag.

Bei genauerer Betrachtung zeigt sich, dass Jeremias Brief eigentlich nicht von ihm selbst stammt. Sicher, er hat ihn geschrieben oder diktiert, aber er kommt darin kaum selbst zu Wort. Stattdessen redet Gott. Es ist seine Stimme, die sie hören, und es sind seine Gedanken und Pläne, die er ihnen mitteilt. Gott selbst schreibt den Vertriebenen einen Brief. Er versichert sie seiner Gegenwart und stellt ihnen seine Zukunft in Aussicht. Er sieht ihre Not, hört ihr Gebet und spricht ihnen seinen Segen zu. Er bleibt ihr Gott trotz ihrer Not und über sie hinaus. Was wäre das für ein Gedanke, dass Gott uns einen Brief schreibt, den wir zur Hand nehmen und immer wieder lesen könnten. Als Trost, als Erinnerung, als Versprechen. Einen Brief, der an uns adressiert ist, in

dem Gott seine Gedanken und Pläne mit uns teilt. Ist die Bibel ein solcher Brief? Vielleicht können wir sie manchmal wie einen Brief an uns lesen, in dem wir Orientierung, Ermutigung und Vergewisserung unseres Glaubens und Lebens finden. Aber die Bibel selbst gibt sich nicht den Anstrich eines Briefes, obgleich sie zahlreiche Briefe enthält. Schon gar nicht eines Briefes, den Gott selbst geschrieben hätte. Stattdessen spricht Paulus im zweiten Brief an die Gemeinde in Korinth davon, dass die Gemeinde ein Brief Christi sei. *Ihr seid unser Brief, erkannt und gelesen von allen Menschen! Ist doch offenbar geworden, dass ihr ein Brief Christi seid, geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes* (2 Kor 3,2–3). Dieser Brief ist nicht von Hand geschrieben. Er hat auch keinen bestimmten Adressaten. Stattdessen hat er wechselnde Gesichter, unterschiedliche Stimmen und keine feste Gestalt. Aber er ist lesbar und verständlich, und in ihm kommt Gott selbst zu Wort.

Aber wie kann das sein? Wie können wir ein Brief Gottes sein, und an wen ist dieser Brief geschrieben? Es ist Gottes Geist, der uns lebendig macht und in dem Gott selbst in uns lebt und gegenwärtig ist. Er erinnert uns an die Worte Gottes, bewegt sie in unseren Herzen und Gedanken. Er tröstet uns, ermahnt uns und vergewissert uns seiner Zukunft für uns und diese Erde. Er bringt seine Werke in uns hervor, dass wir Frieden stiften, Gerechtigkeit suchen und Barmherzigkeit üben. In ihrem Tun und Sein repräsentiert die Gemeinde Gott selbst in dieser Welt. Sie tut dies sowohl nach innen, so dass wir füreinander ein Brief Gottes sein können, als auch nach außen, als ein Brief Gottes für die Menschen, mit und unter denen wir leben. In den vielen Gesichtern und Stimmen seines Volkes aus Juden und Christen begegnet Gott der Welt. Er spricht mit ihr und handelt in und an ihr. Wir sind vielleicht nicht Gottes Hände und Füße, und keineswegs sind wir selbst Gott, aber Gott will in und durch uns den Menschen begegnen – uns selbst und unserem Nächsten. In dem guten Wort, das wir einander sagen, in dem Beistand, der wir füreinander sein können, oder in der helfenden Hand, die wir einander reichen. In dem Menschen Jesus von Nazareth ist Gott sichtbar geworden, in ihm ist er den Menschen begegnet, in seinem Wort und in seiner Tat.

Seine Kirche lebt in seiner Nachfolge, sie lebt in der Gemeinschaft des Geistes Gottes, der Christus in ihr vergegenwärtigt. Darum kann Gott uns in ihr begegnen, und wir können ein Brief Gottes füreinander und für andere sein.

*Amen.*

## WAHRNEHMUNGEN AUF DEM WEG ZUR PREDIGT | JER 29,1.4–7(8–9) 10–14

Der Brief Jeremias steht in einem engen Zusammenhang mit den politischen Konflikten in Jerusalem zu Beginn des 6. Jahrhunderts vor Christus, in denen sich Jeremia dafür ausspricht, den politischen Hoheitsanspruch des babylonischen Königs Nebukadnezar II. (605–562 vor Christus) anzuerkennen, dem er in Jer 27,6 sogar den Hoheitstitel »Knecht (Gottes)« zuschreibt. Die Gegenpartei am königlichen Hof in Jerusalem vertrat dagegen die Ansicht, es sei an der Zeit, sich aus der politischen Abhängigkeit zu lösen und gemeinsam mit einer Koalition südsyrischer Kleinstaaten (Edom, Moab, Ammon, Phönizien) das politische wie ökonomische Joch der babylonischen Suprematie abzuwerfen (Jer 27,3–8). Dieser Konflikt, der wenige Jahre zuvor bereits die Deportation (hebräisch »Gola«) einer großen Gruppe von Judäerinnen und Judäern nach Babylon zur Folge hatte, wird auf beiden Seiten unter Rückgriff auf religiöse Autoritäten geführt: Wie Jeremia sich für seine Haltung auf das Wort Gottes beruft (Jer 27,4ff.), stützen sich auch seine Gegenspieler auf prophetische Autoritäten, die ein baldiges Ende der babylonischen Herrschaft und die Rückkehr der ersten Gola ankündigen (Jer 28,1–4). Beide Parteien treten mit dem gleichen Anspruch auf göttliche Legitimation ihrer Ansicht auf, sodass sich die Frage stellt, wessen Anspruch zu Recht besteht, oder anders gesagt: Wer ist der von Gott autorisierte, »wahre« Prophet – Jeremia oder seine Gegner (Jer 23,9–32; 27–29)?

Die Kontroverse wurde jedoch nicht nur in Jerusalem geführt, sondern auch unter den Angehörigen der ersten Gola, die nach der Kapitulation Jerusalems 597 vor Christus von Nebukadnezar II. nach

Babylonien deportiert worden war. Hier, in der Fremde, lebte die Hoffnung auf eine baldige Rückkehr in die Heimat, die durch die prophetische Agitation bestärkt wurde. Wie gefährlich eine solche Haltung sein konnte, zeigt das Schicksal der beiden Gegenspieler Jeremias in Babylon, Ahab und Zidkija, die von den babylonischen Autoritäten hingerichtet werden (Jer 29,20–23). Jeremia tritt dieser Haltung entschieden entgegen: er bezichtigt seine Gegner nicht nur der *Lüge*, der Irreführung der Adressaten, weil ihre Worte unzuverlässig seien und sie nicht im Namen Gottes redeten, sondern er konfrontiert die Angehörigen der Gola mit einer ernüchternden Wahrheit: Sie werden nicht wieder nach Hause zurückkehren.

Der Brief ist als eine große Gottesrede konzipiert, die durch Redeeinleitungen in mehrere Unterabschnitte gegliedert wird (*So spricht der Herr*, VV 4;8;10;16f.;21) und über die Perikopengrenze hinaus bis V 23 reicht. Er ist Prophetie in Briefform, weshalb die so genannte Botenformel, die oft das prophetisch übermittelte Gotteswort einleitet, an die Stelle der üblichen Elemente des Briefeingangsformulars getreten ist (V 4). Die Wahl der brieflichen Kommunikation ist zum einen der örtlichen Distanz zwischen dem prophetischen Sprecher, Jeremia, und seinen Adressaten geschuldet, zum anderen dient sie als Speichermedium des Gotteswortes, das nicht nur den unmittelbaren Adressaten des Schreibens, den Ältesten, den politischen Repräsentanten, der Gola gilt (V 1), sondern auch den nachgeborenen Generationen (VV 4ff.). Die Schriftform ermöglicht es, dass das Gotteswort zu jeder Zeit neu gelesen und in Erinnerung gebracht werden kann. Es kann von den Nachfahren der Gola als Vergewisserung und Ermutigung gehört werden und überdauert die Zeit bis zu ihrer Vollendung (V 10).

Der Inhalt des Briefes ist irritierend: Die Adressaten werden aufgefordert, in der Gola sesshaft zu werden. Sie ist nicht nur ein temporärer Aufenthaltsort mit einer kurzen Verweildauer, wie es die »Lügenpropheten« proklamieren (Jer 28,3: *Ehe zwei Jahre um sind*), sondern sie soll den Angesprochenen zur neuen Heimat werden: *Baut Häuser und wohnt darin, pflanzt Gärten und esst ihre Früchte!* (V 5) Die Fremde ist der Ort, an dem die Adressaten sicher wohnen können und in dem ihre Zukunft liegt. Dies unterstreichen die nächsten beiden

Verse, in denen die Adressaten angehalten werden, Familien zu gründen, Kinder und Kindeskindern aufzuziehen und für das Wohlergehen der Stadt, in der sie angesiedelt wurden, zu beten. Der hebräische Begriff šālôm, der in der Lutherbibel mit (der Stadt) Bestes wiedergegeben wird (V 7), meint ein umfassendes Wohlergehen, in dem kein Mangel herrscht und alle Güter im Überfluss für alle Menschen vorhanden und zugänglich sind. Nicht nur soll die Gola sich fern der Heimat (und des Tempels!) dauerhaft einrichten, sie soll sogar für das Wohlergehen Babylons, des feindlichen Aggressors, zu Gott beten! Ein größerer Gegensatz zum Programm der »Lügenpropheten« und der konventionellen theologischen Denkmuster ließe sich kaum aufstellen. Nicht die Völker partizipieren am Segen Abrahams (1 Mose 12,3), sondern das Gottesvolk partizipiert am Segen für die politische Fremdmacht! Dies konterkariert nicht nur die restaurativen Hoffnungen der Gola, sondern befördert sogar deren potentielle Assimilation an die babylonische Gastgesellschaft (Jer 29,25–28), die anderwärts im biblischen Narrativ scharf kritisiert werden kann.

In konsequenter Entsprechung zu dieser Argumentation wird die Position der Gegner Jeremias unter den Angehörigen der Gola im zweiten Abschnitt des Briefes pointiert zurückgewiesen: Ihre Worte sind trügerisch und unzuverlässig (Lüge), sie reden nicht in Gottes Namen! Diese Behauptung können die Adressaten nicht überprüfen. Sie müssen entweder den Worten Jeremias glauben, oder sie halten sich an die Worte seiner Gegner und hoffen auf eine baldige Rückkehr in die Heimat. Welche Ankündigung »wahr« ist, kann nur die Zukunft zeigen – sie, die Geschichte, ist das Kriterium, um zwischen »wahrer« und »falscher« Prophetie im Namen Gottes zu unterscheiden (Jer 23,20; 5 Mose 18,21f.). Im Horizont von Jer 27–29 war jedoch bereits von einer Ankündigung Jeremias die Rede, die eingetroffen ist, nämlich der plötzliche Tod seines Kontrahenten Hananja (Jer 28,15–17), und im Streit mit seinen Gegnern hatte sich Jeremias Mahnung zur politischen Loyalität gegenüber Babylon schon einige Jahre zuvor als zutreffend erwiesen. Im Leseablauf des Jeremiabuches ist die Kontroverse zwischen Jeremia und seinen Gegenspielern bereits entschieden.

Der letzte Abschnitt des Predigttextes (VV 10–14) verschiebt die Perspektive: Der Aufenthalt der Gola in der Fremde wird jetzt zeitlich begrenzt. Seine Dauer wird 70 Jahre betragen (V 10). Diese Zeitspanne übersteigt die durchschnittliche Lebenserwartung der ersten Adressaten des Briefes (V 1) bei weitem und nimmt die Generationenfolge aus V 6 wieder auf: Diejenigen, die Gott aus der Heimat weggeführt hat (VV 4;7 und 14!), werden in der Fremde sterben, aber ihre Nachkommen sollen nach Jerusalem zurückkehren. Was die »Lügenpropheten« für die nahe Zukunft erwartet haben, werden die Kindeskinde der Angesprochenen erleben (V 6). Die Gola soll nicht in der babylonischen Gesellschaft aufgehen, sie soll ihre Identität nicht verlieren, und ihre Zukunft liegt nicht in der Fremde. Gottes Gedanken, seine Absichten, richten sich auf das Wohlergehen, den Frieden (šālôm, V 11!) seines Volkes, das sich ihm wieder zuwenden und dessen gestörte Gottesbeziehung wiederhergestellt werden wird (VV 12–14).

Aber widerspricht dies nicht den Aussagen in VV 5–7 (8–9)? Dort lag die Zukunft der Adressaten in der Gola, ihr Wohlergehen war an das Wohlergehen Babylons geknüpft, und ihre Gottesbeziehung galt als intakt (V 7). Die Ankündigung einer Rückkehr nach Jerusalem dagegen wurde rigoros abgelehnt (VV 8–9). Haben die »Lügenpropheten« doch »Wahres« geredet? In der Argumentation des Briefes ist beides richtig: Die Zukunft der Adressaten liegt in der Gola, und ihr Gott überlässt sie dort weder sich selbst noch den Fremden. Er bleibt auch in der Fremde ihr Gott, der Gedanken des Friedens (V 11) über sie hat. Die Heilsankündigung der »Lügenpropheten« ist trügerisch: Jerusalem wird von den Babyloniern zerstört (VV 15–19), und die »falschen« Propheten werden den Tod finden (VV 20–23). Aber die Zukunft des Gottesvolkes bleibt nicht die Fremde. Ihr Gott hört ihr Gebet und kennt ihre Sehnsucht. Den nachgeborenen Angehörigen der Gola, den Zweit- oder Drittleseern des Briefes, an die er ebenso gerichtet ist wie an seine Primäradressaten, ihnen gilt die Ankündigung der Rückkehr nach Jerusalem. Dazu bedarf diese Prophetie der Briefform: sie hält die Erinnerung an das gnädige Wort Gottes wach, das nicht nur den Fortbestand und das Wohlergehen der Gola in der

Fremde, sondern auch deren Rückkehr ankündigt, wenn für Babel siebzig Jahre voll sind (V 10). Die Fülle der Zeit, ihr Ablauf, dürfte sich jedoch einer kalendarischen Berechnung entziehen und eher symbolische Bedeutung besitzen: Die Zahl 70 repräsentiert dann jene »Fülle«, mit der die babylonische Suprematie im Vorderen Orient ihr Ende findet und die sich historisch mit dem Aufstieg des Perserreiches unter Kyros II. formiert.

## LITURGISCHE VORSCHLÄGE

**Tagesgebet:** Heiliger, barmherziger Gott, Deine Liebe überwindet die Macht des Bösen und Deine Treue hat kein Ende: Erneuere uns, dass wir einander lieben, wie Du uns liebst, und sei uns nahe, dass wir Deine Gegenwart in hellen wie in dunklen Stunden spüren. Verändere die Welt durch Deinen Geist, der in uns lebt. Darum bitten durch Christus, unseren Herrn.

*Amen.*

**Fürbitten:** Gott, unser Vater, Dein Geist verbindet uns mit Dir und Deinem Sohn, unserem Herrn, und bringt in uns die Werke Deiner Liebe hervor.

In ihm bitten wir Dich:

Mache Deine Kirche zu einem Ort, an dem Menschen Deine Liebe erfahren.

Fördere Du den Frieden in und unter uns und lass in uns genug Liebe wachsen, dass wir auf Vergeltung verzichten können.

Lass die Vertriebenen und Geflüchteten Deine Nähe spüren und stelle ihnen Menschen zur Seite, die sie unterstützen und ihr Wohlsein fördern.

Barmherziger Gott, ermutige uns, dass wir jederzeit und an jedem Ort auf Dich hoffen und in Deinem Geist leben. In ihm preisen wir Dich, heute und jeden Tag, in Ewigkeit.

*Amen.*

**Eingangslied:** Gott ist gegenwärtig. 165,1.2.7.8.

**Wochenlied:** Zieh an die Macht, du Arm des Herrn. 377,1–4.

**Predigtlied:** Herr, für dein Wort sei hoch gepreist. 196,1.2.4.

**Epistel-Lesung:** Eph 6,10–17.

**Evangelien-Lesung:** Mt 5,38–48.

**Liturgische Farbe:** grün.

**Verfasser:** Prof. Dr. Michael Pietsch, Augustana-Hochschule, Waldstraße  
11, 91564 Neuendettelsau, E-Mail: [michael.pietsch@augustana.de](mailto:michael.pietsch@augustana.de)